

»Was zählt?«

Herbstthemen-Predigtreihe im November 2020 in der Hospitalkirche

Sonntag, 22.11.2020 – Letzter Sonntag des Kirchenjahres

Die Stadt Gottes oder: Das Idealmaß für die Zukunft

Predigttext: Offenbarung 21,1-7

1 Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.

2 Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.

3 Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein;

4 und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.

5 Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss!

6 Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst.

7 Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein und er wird mein Kind sein.

Liebe Gemeinde an diesem Morgen,
das erste Bild der Bibel – nach der Erschaffung der Welt - ist die Erzählung von einem Garten. Das letzte Bild ist eine Stadt. Das erste Bild: ein Garten, das letzte Bild eine Stadt.

Was ist unser erstes Bild? Unser erstes Bild ist nicht unsere Geburt. Wir können uns nicht erinnern. Wir wissen, wo wir geboren sind. Unser Geburtsort steht in unserem Pass. Menschen haben es uns gesagt: die Mutter, der Vater. Sie haben es mir erzählt. Ich muss es ihnen glauben. Denn ich bin da. Meine Geburt ist mir gegeben durch das Erzählen. Ich komme auch durch die Sprache in diese Welt.

Was mir gesagt ist, bestimmt den Anfang meiner Welt. Am Anfang meiner Existenz steht nicht irgendein Entschluss von mir selbst, zu sein. Von Anfang an bin ich mir gegeben. Das erste Bild, das ich von mir habe, ist eine Erzählung. Und ich habe die Aufgabe und die Herausforderung, mit dieser Erzählung und mit dem, was ich in der Folge an mir wahrnehme, zu leben: Ich finde mich wieder mit dieser Hautfarbe, als Frau oder als Mann, in diesem Jahrhundert, mit diesem Charakter, mit diesem Körper, mit meinen Gaben und Schwächen - bis hin zur letzten Eigenart, in der ich mich selber als Ich erkenne und die sich in meinem Namen ausdrückt.

Unser erstes Bild ist uns gegeben. Es verdankt sich nicht unserer Initiative. Es verdankt sich auch nicht der Initiative unserer Eltern und Großeltern und Vorfahren aller Generationen. Es führt weit und tief in ein Unbekanntes. Ich habe mich empfangen. Ich bin mir gegeben. Ich muss das mir Gegebene mit seinen Grenzen annehmen. Es ist eine Gabe. Und es ist eine Aufgabe!

Ich selbst zu sein, ist nicht immer leicht. Leben heißt immer wieder neu, mein Dasein anzunehmen von etwas, das weit, weit vor mir liegt und weit über mich hinaus reicht. Etwas, das sich mir im Erzählen, in der Sprache, vielleicht im Gefühl einer grundlegenden Abhängigkeit erschließt. Leben heißt, dass ich mein Dasein aus diesem Anderen heraus verstehe und entwickle und gestalte.

„Im Glauben leben heißt“, dass ich mein Dasein aus dem Willen Gottes heraus verstehe. Gott ist es, der mich geschaffen hat. Gott ist es, der mich mir gegeben hat.

Unser erstes Bild ist uns gegeben. Wie ist es mit unserem letzten Bild? Bevor uns die letzten Töne und Worte in diesem Leben erreichen? Und die letzten Lichtreflexe unsere Netzhaut berühren? Und wir, wenn wir, so Gott will, die Gesichter unserer Lieben bei uns haben, bevor unser Auge sich löst aus dem großen Zusammenhang unseres Ich und erlischt? Was wird unser letztes Bild sein? Werden wir auf andere Weise neu sehen?

Auch darüber können wir nur reden. Wir hören Erzählungen und Geschichten von Menschen im Sterben. Manche von uns, die heute in diesen Gottesdienst gekommen sind, waren nahe dabei.

Unser erstes Bild? Was unser letztes Bild? Beide führen über uns hinaus. Wir leben immer über das Gegebene hinaus; wir sind wahrscheinlich erst Menschen, weil wir spüren und wissen, dass wir uns gegeben sind im Kommen und im Gehen. In der Vergangenheit und in aller Zukunft.

Davon erzählen die biblischen Geschichten. Die Erschaffung der Welt: Das erste Bild, das uns von dort her wirklich begleitet, ist also ein Garten. Ist Eden, ist das Paradies. Und wir: Mensch und Mensch - ursprünglich in diesem Garten. Das letzte Bild, im letzten Buch der Bibel, ist eine Stadt: Das himmlische Jerusalem, das sich vom Himmel her herabsenkt wie eine Braut in unsere zerbrechliche Welt.

Wir haben in diesem letzten visionären Buch der Bibel mit seinen vielen, sehr vielen manchmal rätselhaften, manchmal erschreckenden Bildern, die erzählen von der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus in dieser zerstrittenen, manchmal unsäglich grausamen Welt zu tun.

Wir haben in diesem Buch auch eine andere Ebene: Da ist der Seher. Da ist der Mensch, der diese Bilder, die so oft aus dem ersten Teil der Bibel kommen, aufschreibt und sich zeigen lässt. „Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Bedrängnis und am Reich und an der Geduld in Jesus, war auf der Insel, die Patmos heißt, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen. Ich wurde vom Geist ergriffen am Tag des Herrn und hörte hinter mir eine große Stimme wie von einer Posaune ...“. Da ist der Mensch Johannes, der von den Römern auf die Ägäis-Insel Patmos ins Exil verbannte Christ.

Und da ist auch der Andere, der auf dem Thron, der diese ersten und letzten Bilder schenkt, der sie den Seher aufschreiben heißt, der der Anfang und das Ende ist. Er, der sagt: „Ich bin das Alpha und das Omega“. Und das ist ja der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets: Alpha und Omega. Der Herr der Sprache, der Herr des Erzählens! Wir hören die Stimme, die uns die Bilder und Erzählungen gibt, die uns helfen, unser Woher und unser Wohin zu deuten. „Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss!“

Und Johannes schreibt, was er hört und sieht. Schreibt und sieht über sich hinaus. Schöpft aus dem alten Schatz der biblischen Bilder und Erzählungen und aus jenem Anderen, das ihm im Gehörten begegnet und weitet so sein Jetzt. Lässt in dem ihm Gegebenen sein Jetzt weiten auf den Anfang und auf das Ende hin. Was begegnet ihm?

Liebe Gemeinde,
meine Geburt ist mir gegeben durch das Erzählen. Ich komme durch die Sprache in die Welt. Und auch mein Ende liegt jenseits alles Sichtbaren, liegt im Erzählten, liegt in dem, was über mich hinausgeht. Im Zeichen eines Gartens beginnen wir. Und im Bild einer Stadt endet unsere Bibel. Das letzte Bild, das wir vor Augen haben, ist das himmlische Jerusalem.

Es ist nicht dieses zerrissene Jerusalem, in dem die Menschen nicht zusammenfinden, indem so viele Konflikte und Weltanschauungen Tür an Tür beieinander sind. Es ist, so hören wir, eine neue Schöpfung, eine vom Himmel herabkommende Stadt.

Das erste Bild ist ein Garten: die verlorenen Anfänge, das verlorene Paradies. Das letzte Bild ist eine Stadt. Aber dazwischen kommen andere Bilder und Erzählungen. Bilder von verlorenen und aufgewühlten Menschen. Von Aufbrüchen und Gewalt. Von Liebe und Hass und Schuld und immer wieder neu von der Suche nach dem Selbst und nach dem Sinn des Menschen und des Lebens. Es geht hinaus in das zerbrechliche Leben. Und der Bruder erschlägt den Bruder: Der Krieg des einen gegen den anderen. Und sie bauen Städte! Und sie bauen einen Turm! Babel! Auch im letzten Buch der Bibel taucht Babel auf. Babel ist eine Chiffre für die Unterdrückung und Gewalt Roms. Aber es ist mehr.

Diese Konstruktion von Menschenhand, deren Turm von der Erde zum Himmel aufsteigt - der Mensch in seiner Bewegung, das Leben selbst in seinen Anfängen und enden in die Hand zu nehmen und zu bestimmen: das ist Babel. Eine Stadt, die hinauf in den Himmel will. Babel ist der Widerspruch des Menschen gegen die Allmacht Gottes; diese Stadt ist der Ort, an dem sich der Mensch gegen alle Beziehung mit dem Schöpfer abkapselt.

Das himmlische Jerusalem ist geradezu das Gegenstück. Kein Bau von Menschenhand. Der radikale Gegensatz zu Babel: es ist der radikale Gegensatz zu allen Bewegungen des Menschen, in Religion und Macht und Architektur und Politik selbst so sein zu wollen wie Gott. Nicht wir erschaffen etwas. Hier kommt etwas zu uns. Hier senkt sich etwas zur Erde, was von weit herkommt. Hier kommt etwas vom Himmel her, was unser gesamtes Woher und Wohin zum Thema hat.

Es trägt in sich unsere Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach einem heilen und geheilten Miteinander. Aber es ist nicht mehr der Garten, in den wir zurückgeführt werden. Es ist keine Regression in den allerersten Anfang, in eine kindliche tabula rasa. Das himmlische Jerusalem verweist uns auf einen Ort und in einen Raum und in ein Sein, in dem auch unsere gesamte Geschichte da sein darf. Alles, was wir waren, was wir sind, was wir bauen wollten und gebaut haben, unser gesamtes Menschsein.

Was ist unser erstes Bild? Was unser letztes Bild? Wir haben diese Bilder nur im Erzählen. Heute sehen wir ein so erzähltes Bild. Und hier, am Ende unserer Bibel, erscheint die Stadt, in deren Name der Friede wohnt vom Himmel her als eine neu Geschaffene. Und es gibt dort keinen Tempel mehr, in dem der Mensch durch Vermittlung anderer einen Zugang zum geheilten Leben finden. Das ist dort nicht mehr nötig.

„Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!“ Und Hütte ist im griechischen SKENOS – und SKENOS bedeutet Zelt. So wie die Zelte auf den Wüstenwandererschaften der Nomaden. „Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.“

So bringt Gott im himmlischen Jerusalem den Plan, das eigentliche Ziel des Menschen zur Erfüllung, auch das, was der geduldig durch alle Kulturen und Epochen suchte und anstrebte, was seine Hoffnung und Erwartung war: unsere Sehnsucht nach Gemeinschaft. Die Stadt, die der Mensch in seiner Sehnsucht bauen wollte, kommt hier von Gott her zu ihrem Ziel.

Liebe Gemeinde,
wir haben in der Schriftlesung die Erzählung von der Verklärung Jesu Christi gehört. Es ist eine vorweggenommene Ostergeschichte. Sie erzählt eigentlich nichts anderes, als das, was dieses Bild vom himmlischen Jerusalem uns auf seine Weise sagt: Dass es in der Verheißung unseres Glaubens liegt, dass unsere Zukunft ein geheilter und heilender Ort der Gemeinschaft ist. Und dass er dort sein wird, das A und das O, das Alpha und das Omega. Und dass das nicht etwas ist, was ganz und gar abgehoben und fern ist und im Reich der Fantasie liegt, sondern dass Menschen das mit dem

Menschen Jesus Christus verbunden haben. Mit seiner Gegenwart. Jede wesentliche Begegnung mit ihm war eine soziale und eine himmlische Begegnung gleichermaßen. Jede Begegnung mit ihm war die Wieder-Hineinnahme in der Gemeinschaft der Lebendigen; war die Berührung von Himmel und Erde. Und an Ostern, an Ostern ist uns das von neuem erzählt und begegnet uns von neuem in den Bekenntnissen von Menschen, die sagen: er ist mir erschienen. Er ist uns erschienen. Wir haben miteinander Brot und Wein geteilt. Wir haben miteinander unsere Trauer und unsere Hoffnung geteilt. Und unsere Herzen sind dabei reich und stark geworden. Und unser Mut zu leben und zu sterben ist dadurch größer geworden. Und wir haben erfahren und erlebt, dass das, was uns gegeben ist, die größte Gabe ist, die wir besitzen - unsere Lebendigkeit -, dass sie mit unserem physischen Tod nicht einfach im Nichts verschwindet.

„Und er sprach zu mir: Es ist geschehen! Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende.“

Ja, es ist geschehen: es ist in ihm geschehen, hat sich in ihm österlich ereignet, was uns im Bild der Stadt am Ende dieses großen Bibelbuches neu begegnet. Wer überwindet, der wird es alles ererben, wird teilhaben an dieser Stadt; wird hineinfinden in diese Wirklichkeit, die über den Tod hinaus reicht.

Liebe Gemeinde,
in unserem Nachdenken und Erinnern leben wir immer über uns hinaus. Heute, an diesem letzten Sonntag im Kirchenjahr, denken wir weit, sehr weit hinaus. Wir denken an die Menschen, mit denen wir gelebt haben und mit denen uns Zeit gegeben war. Wir denken dankbar an sie. Wir spüren unsere Trauer. Wir fühlen vielleicht auch, dass manches nicht verwirklicht wurde, was wir gerne noch miteinander verwirklicht und gelebt und gesagt und gewünscht hätten. Aber wir vertrauen heute um diese Bilder willen, die uns geschenkt sind und vor allem um dieses österlichen Moments willen, der die Menschen in der Tiefe ihres Seins berührt hat, dass das alles eine Zukunft hat, die ganz nahe ist bei unserem Jetzt. Bei unserem Ich. Bei unserem Selbst.

Eine Zukunft, die hier und jetzt schon ihre Gestalt sucht. Die hinein will in jede Gemeinschaft, in unser Leben, die hinein will in unsere Städte. Es liegt in diesem Bild eine das Innerste unserer Seele berührenden Verheißung, eine politische und soziale Verheißung und Kraft, die mit dem himmlischen Jerusalem hinein will mitten in unseren Alltag. Und die, wenn wir den Bildern im vorletzten Kapitel der Johannes Offenbarung folgen, dem Frieden verpflichtet ist; und der Gerechtigkeit; und nicht dem Ego.

Um es noch einmal mit Romano Guardini zu sagen: Mein Anfang liegt in Gott. Meine Zukunft ebenso. Frömmigkeit aber bedeutet, sich immer wieder aus diesem Willen Gottes entgegenzunehmen. Das ist das A und O aller Weisheit und die Absage an die Hybris, die menschliche Selbstüberhebung; und die Treue zur Wirklichkeit. Und die Tapferkeit, welche sich dem Dasein stellt und ebendarin dieses Daseins froh wird.

Weiß Gott: wir wollen guten Mut und solche Tapferkeit erbitten!

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz